

Die Kette Welt

Nr. 47

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Der Bub.

Erzählung von Emil Ertl.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Meister in Erdberg den neuen Pflegebefohlenen in seine Obhut übernommen hatte, schenkte Fabian dem Buben einen Silbergulden, sagte: „Halte Dich brav!“ und ging. Wie angedonnert stand Josef da. Er hielt den Silbergulden in der Hand. Er hatte kein Wort des Dankes vorgebracht. Plötzlich räumte er durch den Laden dem Vater nach. Er erreichte ihn auf der Straße, faßte nach der herabhängenden Hand und bedeckte sie mit Küssen. Fabian fühlte, daß heiße Tropfen darauf niederfielen.

„Schau, daß Du fortkommst!“ sagte er unwirsch und stieß ihn von sich.

Dann setzte er seinen Weg fort, zu Fuß, durch die endlosen Straßen der Stadt, ins Marchfeld hinaus.

Als er auf die Kraganer Fochbrücke kam, blieb er stehen. Die Nacht war hereingebrochen. Ein unfassbar weiter und hoher, mit Sternen besäter Himmel wölbte sich über der unbegrenzten Ebene. Unten rauschte das Wasser, so schwarz, daß sogar die Sterne darin ertranken. Hier war der Tod.

Es trieb ihn fort, zu seinen Pferden, in die Nähe von irgend etwas Lebendigem, von etwas, das atmete, Wärme ausströmte.

Er war wie erlöst, als er sich wieder in der gewohnten Umgebung, in der Kammer neben dem Pferdestall befand. Ob er seine Liegestatt aufsuchte, strich er in der Dunkelheit dem handigen Gaul über die Mähne, die lang und weich war wie Frauenhaar.

„Jetzt könnten wir zusammenarbeiten, ich und die Anna,“ sagte er traurig zu dem Tiere. — Er hatte Ersparnisse angesammelt. Was

nühten sie ihm? Die Anna hatte nichts mehr davon. Damals hätt' er ihr sollen helfen können, als sie in der Stadt, auf der öffentlichen Abteilung, in dem großen düsteren Hause entbinden mußte, wo die Kinder keine Väter haben. Damals hätt' er ihr sollen helfen können! Dann

hieß der Josef nach dem Vater. Dann wäre alles anders gekommen. Dann wäre sie in der Wirtschaft geblieben, mit dem Kind, das seinen Namen trug, und er wäre an jenem Unglückstag wahrscheinlich allein in die Stadt gefahren. Dann hätte sie ihn jetzt erwartet

und brächte ihm die Abendsuppe. Ganz anders wäre alles gekommen! Damals hätt' er ihr sollen helfen können. Damals gab es noch nichts Erspartes! Was nüht es ihm jetzt? — Am anderen Morgen sah der handige Gaul seinen Herrn so eigen vorwurfsvoll an, daß dieser die Nötigung empfand, sich zu rechtfertigen.

„Ich hab' ihn ohnedies auf einen guten Kostplatz untergebracht und bei einem tüchtigen Meister — was kann ich mehr?“

Er klopfte ihn mit der flachen Hand auf den Schenkel, daß er aus dem Stall gehe und sich an die Deichsel stelle. Und dann mußte er irgend etwas Gutes tun, irgend etwas, ja, das mußte er, er konnte nicht anders, sonst würde es ihm das Herz abdrücken. Darum verfütterte er sein Morgenbrot an seine beiden Tiere, während er ihnen die Kummerte umlegte . . .

Vom Josef hörte er in nächster Zeit wenig, er wollte ihn nicht sehen und war froh, wenn er an ihn nicht erinnert wurde. Bloß zu Beginn eines jeden Vierteljahres, wenn der Meister von Erdberg den Empfang des Kost- und Lehrgeldes bestätigte, stand am unteren Rand der Quittung eine kurze Nachricht über den Buben. Die ersten Male nichts weiter als: „Der Josef ist gesund und wohl.“ Dann auf einer ganzen Reihe von Quittungen hintereinander: „Der Josef, der gesund und



Stille Straße.

wohlauf ist, macht sich brav." Schlecht gar: „Mit dem Josef, der gesund und wohlauf ist, bin ich recht zufrieden, halte ihn auch wie ein eigen Kind. Obiger.“

So nahmen die Dichtblicke, die von Zeit zu Zeit das Dunkel erhellten, in das Josefs Existenz gehüllt war, an Wärme und Leuchtkraft zu, daß sie kaum mehr zu übersehen waren.

In einem Herbst, am Leopolditag, fiel es der Zufall, daß Fabian und Laurenz in Klosterneuburg beim sogenannten „Fasslerntischen“ miteinander zusammentrafen. Sie ritten aber nicht selbst das riesige Weinsäß hinunter, das den Mittelpunkt der Volksbelustigungen bildet, wenn im Stiftskeller zu Klosterneuburg Kirchweih gefeiert wird, sondern sahen nur zu, wie andere es taten.

Als sie dann beim Wein saßen, fragte Fabian: „Hast die Deinige nicht mitgebracht?“

„Die hat keinen Ausgang heut“, sagte Laurenz.

„Muß sie noch allweil die Kuhhirn machen?“

„Bis auf Neujahr halt noch. Dann hat's mit dem Bauerndienst ein End'.“

Er sagte es strahlend übers ganze Gesicht. Also, da waren doch Hoffnungen, da lag eine Zukunft. Ein paar hundert Kronen hatten sie geerbt, von einer alten Tante — dazu das bißchen Zurückgelegtes, das war schon ein kleines Vermögen, wenn man zu wirtschaften verstand wie er und sie.

Ein Wort gab das andere, Fabian wollte gern Näheres erfahren, wie es bei diesen beiden Menschenkindern, diesen geduldigen Liebesleuten hergegangen war, eh' er sie gekannt hatte, und Laurenz, der ins Erzählen kam, hielt nicht hinterm Berg. Schwer getan hatten sie sich halt, und nicht aus Heiraten denken können. Erst das Anschauen, dann das Gernhaben und nachher die Not. Man weiß es ja, um wieviel leichter ein Kind zu haben ist als der Pfaffensegn. Es bleibt ewig die nämliche Geschichte, Knecht und Magd, die sich gut leiden müßen. Sie können lange miteinander gehen, eh' sie zusammenkommen. Denn wo kein Anwesen ist und kein Geld, um eins zu übernehmen, da gibt es auch kein Heim und keine Wirtschaft.

„Schier nach Elend“, sagte er, „hat's eine Zeitlang ausgeschaut. Weißt, wo der Bub auf die Welt gekommen ist? Im Findelhaus! Gerade als ob sie eine Zigeunerin gewesen wär!“

„Es ist bei der Meinigen auch nicht anders gewesen“, sagte Fabian.

Laurenz bestellte noch einen Stügen Seurigen, und als er gebracht wurde, trank er ihn auf einen Zug halb leer. Ihm war danach, als ob er es jetzt mit der ganzen Welt aufnehmen wollte. Im Frühjahr würde er eine kleine Pachtung übernehmen in Aspern, das auch im Marchfeld lag, wo er sich gut auskannte. Dann wollte er mit der Afra zusammenziehen.

„Dann lassen wir uns kopulieren“, sagte er, „und der Bub bekommt den Vatersnamen. Das solltest dem Deinigen auch vergunnen.“

„Ja, wie denn?“

„Ich wüßte Dir eine . . .“

„Daß mich in Ruh'!“

Sie brachen früh auf und stiegen noch auf den Leopoldsberg, wo der Wein ebensogut und weniger Menschengedränge in der Schenke war. Da saß es sich gemütlicher.

„Geut' trink' ich mir noch einen an“, sagte Fabian.

Laurenz war es zufrieden.

„Ich halt' mit und zahl' Dir Deinen Rausch aus meinem Sack!“

„Stecht so im Ueberfluß?“

„Das nicht, grad' knapp, daß es g'lengt. Aber weil's mit dem Bauerndienst bald aus ist. Auf den Lanzing geht es los mit der Famili'!“

Von Haus aus waren sie nüchtern, beide. Gerade deswegen konnten sie auch etwas ver-

tragen. Und es gelang ihnen nicht recht, eine Ausnahme zu machen. Was weit über den Durst ging, wollte gar nicht mehr hinunter. Ein wenig schwankten sie wohl, als sie auf die hochgelegene Terrasse heraustraten, fanden aber ihr Gleichgewicht bald wieder.

Schon fing es zu dämmern an, und in der ungeheuren Steinwüste der Stadt, die wie unter einem Meer von Dunst und Rauch begraben zu ihren Füßen hingebreitet lag, flammten die Lichter auf, lange Reihen von Lichtern, als ob ganze Regimenter von Fuhrknechten mit Stallaternen in der Hand da unten aufgestellt wären, um Spalier zu bilden.

„Schau dorthin!“ sagte Fabian, während sie an der Mauerbrüstung standen. „Ist es nicht wie ein weißes Bahrtuch, wie es über der Donau liegt?“

Es war ein Nebelstreifen, der sich in großem Bogen über dem alten, gekrümmten Bette des Stromes hinzog wie eine Grenzmauer zwischen der Stadt und dem endlosen, in erdbräuner Ferne verschwimmenden Marchfeld.

„Ein Bahrtuch ist schwarz“, sagte Laurenz. „Denk' nicht allweil an die alten Geschichten! Es ist schon viel Wasser hinunter geronnen, seit . . . seit damals.“

„Wenn man auf der Brücke steht, schaut so ein Wasser immer ganz gleich aus, gerade als ob es noch das nämliche wär.“

„Und ist doch längst ein anderes. Jeden Tag, jede Stund' ein anderes!“

Sie begannen den steilen Felsentweg gegen den Strom hinunter zu steigen.

„Wie heißt denn die?“ fragte Fabian unvermittelt.

„Wer?“

„Die nämliche . . . die Du meinst.“

„Ah so, die? Eine Milchmeierin ist sie in Sirschstetten. Kennst sie eh'.“

„So — die!“

„Die nämliche, ja. Eine Wittib, aber noch ganz rigelsam. Hat auch was.“

„Und meinst, möcht' sie mich?“

„Die hat schon lang ein Aug' auf Dich.“

„Für einen Milchführer tät' es sich passen“, sagte Fabian.

„Sind drei Kinder da“, sagte Laurenz.

„Bringt sie drei mit, kannst Du einen mitbringen. Und Dein Bub ist halt doch einmal Dein Bub. Denk' an die Anna! Wenn die wüßt, daß ihr Kind keinen Vater hat!“

„Zahl' ohnedies Kostgeld für ihn!“

„Das Geld allein tut's nicht, es gehört auch das Gernhaben dazu.“

Da hörte Laurenz, der den engen, steilen Pfad vorausschritt, ein Aufschluchzen hinter sich, und als er sich umwendete, sah er, wie Fabian, die Augen mit der Hand bedeckt, sich weinend gegen die Felswand lehnte. War es der Vater, der ihm im Nacken saß? War es die Liebe, die ihm plötzlich ans Herz griff und ihn durchrüttelte?

Er wimmerte: „Ich hab' ihn ja gern, ich hab' ihn ja eh' so gern!“

Als Laurenz im Frühjahr die Pachtung in Aspern übernahm und die Afra heimführte, gab es dem Fabian einen Stoß. Nun besaßen die, was er entbehrte, und was jedem Bauernmenschen nottut wie die Luft zum Atmen, eine Scholle unter den Füßen, auf der sie stehen konnten, ohne daß einer das Recht gehabt hätte zu sagen: Geh weg da! Aber noch etwas anderes war es, das an ihm rüttelte. Der Bub, den sie zu sich genommen hatten, war inzwischen ein Wildling geworden, ein roher Bengel, frühreif und im Kern verdorben und angefault.

Laurenz klagte: „So gefreut, wie wir uns haben! Und gibt jetzt nichts als Gift und Gall' — mit dem Falotten!“

Das war ein anderer Josef als dem Fabian seiner, von dem man nur Gutes hörte. Arbeitsscheu, ein nächtlicher Ausreißer, der es schon mit schlechten Weibern hielt, so jung er war. Ein Märs hatten sich die Eltern gebunden mit dem Bub. Und konnten doch nichts dafür. Bei ihnen hat er sicher keine Schledtigkeit gelernt. Wohl kommt sie auf einmal und ist unversehens da.

„Unter fremden Menschen ist er halt zu viel herumgestoßen worden“, meinte Laurenz.

Fabian versuchte zu trösten: „Ihr werdet ihn schon wieder herrichten!“

„Weiß mir nicht aus noch ein. Geprügelte haben ihn eh' die anderen schon genug.“

Es geht mit den Menschen wie mit den Pferden. Pfiffe und Schläge können der Erziehung nützen, sie können aber auch tückisch machen. Man muß es wissen, ob man mit der Peitsche bloß zu schmalzen braucht, oder ob ein saftiger Stieb nottut. Bersehen ist bald etwas, das sich nicht mehr gutmachen läßt.

„Wenn es Deine eigenen Köpfer sind“, sagte Laurenz, „so gibst Duacht, daß sie keine böckigen Luderer werden. Bei einem fremden haust halbdrein. Solltest schauen, daß Du Deinen Bub selbst in die Hand kriegst, eh' daß es zu spät ist!“

Das ging ihm im Kopf herum.

Zu Pfingsten sollte sein Josef gefirmt werden. Der Meister, der Pate war, hatte an Fabian geschrieben und ihn eingeladen, an jenem Chrentag durfte der Vater nicht fehlen. Also begab er sich in die Stadt, und als er in den Stephansdom trat, standen die Firmlinge schon da, eine lange Reihe, in schwarzen Anzügen. Mitten darunter der Josef und hinter ihm der Meister, der seine Hand auf die Schultern des Bubens legte.

Nachmittag fuhren sie in den Prater, der Meister ließ es sich etwas kosten und traktierte Vater und Sohn.

„Weil es nämlich nicht bloß das Fest der Firmung ist“, sagte er. „Es ist auch noch ein andere Feier; denn in der nächsten Woche wird der Josef freigesprochen.“

Nach einer Weile winkte der Fabian den Kellner und bestellte Flaschenwein. Der Meister wollte sich ins Mittel legen. Es paßte ihm nicht, denn ein Firmpate soll sich splendid zeigen, und was gezehrt wird, geht aus seinem Sack.

„Ich bin der Göt, es gehört sich einmal so!“

„Daß wir halt noch extra auf Ihnen anstoßen!“ wendete Fabian ein.

„Also meinetwegen! Weil es auch ein Abschied ist.“

„Ein Abschied?“ fragte Fabian.

„Wie mein eigen Kind hab' ich den Notkopf gern, aber ein Abschied muß es doch sein. So hat alles auf der Welt sein End'.“

Er war ein kleiner Meister für sich, einen Gehilfen konnte er sich nicht leisten, wollte auch keinen; ein rechter Meister steht für nichts ein, was er nicht selber macht. Der Josef aber, wenn er freigesprochen war, war Gehilfe.

„Ist auch schon fast ein Ladel“, meinte Fabian, während er seinen Blick mit Wohlgefallen und Vaterstolz auf dem bereits breit schultrig gewordenen Bubens ruhen ließ, der öfter als nötig auf die silberne Firmlingsuhren sah, welche der Meister ihm spendiert hatte.

Jetzt wurde der Flaschenwein entkorkt, und sie stießen an.

„Bedanken tu' ich mich halt recht schön“, sagte Fabian. „Und was der Josef jetzt anfangen soll, möcht' ich wissen.“

„Für mich ist gesorgt!“ sagte Josef freudestrahlend.

In der Nähmaschinenfabrik in Floridsdorf hatte der Meister ihn untergebracht. Dort konnten sie verwendbare junge Leute immer gut brauchen. Wenn einer es zum Vorarbeiter brachte, stand er sich besser als mancher kleiner Beamte.

(Fortsetzung folgt.)

Ulrich v. Hutten.

Von H. Conrady.

(Schluß.)

Hutten schritt zu neuen Kundgebungen, zu denen ihn die neuerlichen Maßnahmen gegen Luther anregten, besonders die päpstliche Bannbulle gegen den Wittenberger, mit dem man die wiederauflebende deutsche Freiheit ersticken wolle; verderblich seien Luthers Lehren nur für die klerikalen Schmarotzer, insofern dadurch viele Hochwürdigste mit Hunger, ihr Herr selber mit Mangel bedroht werde.

Ein Gedächtnis auf die Verbrennung von Luthers Schriften brachte er schon selber gleichzeitig lateinisch und deutsch heraus, und er begann nun überhaupt in großem Maße von der deutschen Sprache Gebrauch zu machen, Schriften zu veröffentlichen, die von vornherein in deutscher Sprache abgefaßt waren und ursprünglich lateinische ins Deutsche zu übertragen. Dies geschah besonders auch mit den Gesprächen Zieber 1 und 2, Babiscus und Die Anschauenden, die als Gesprächsbüchlein deutsch herauskamen mit Titeln, die unter anderem einen regulären Pfaffenkrieg darstellten, Papst, Kardinal, Mönche auf der Flucht vor reißigen Scharen, worin sich denn die revolutionäre Tendenz dieser Schriften offen und ehrlich ankündigte. Auf Entfesselung einer Volksbewegung war es nun überhaupt von Hutten abgesehen, wenn er sich jetzt der Muttersprache bediente. Mit der Gelehrtensprache konnte er nur zu einem verhältnismäßig engen Kreise von Gebildeten reden. Sobald er aber die Hoffnung, daß von oben her Besserung kommen könne, zu Grabe trug, ergab sich, wenn er den Zweck festhielt, die Notwendigkeit, an die Nation selbst zu appellieren und damit der Gebrauch der deutschen Sprache. In seiner ersten größeren deutschen Schrift, der gereimten 'Klag' und Vormahnung, sagt Hutten denn auch:

„Latein ich vor geschrieben hab,
Das war ein jeden nit bekant;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Nach.“

Die Dinge, um die es sich in der 'Klag' und Vormahnung für Hutten handelt, sind wieder die klerikale Wirtschaft, die ultramontane Ausplünderung Deutschlands, die päpstliche Korruption. Das ganze System wird wiederum anschaulich geschildert und den Deutschen ans Herz gelegt, ihren Schweiß und ihr Blut nicht länger Rom zu opfern:

„Ich rat, man geb ihn'n fürder meh
Kein Pfennig, daß sie Hungerweh
Ersterben und durch Armuts Not,
Daß nicht zuwider Ehr und Gott
Solch unnütz Volk auf Erden leb.“

Zum Freiheitskampf ruft er nicht nur den Adel auf, sondern auch die frommen Städte, das Bürgertum. Man soll es halten insgemein, denn:

„Ist ist die Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen. Gott wills han.“

Und daß er einen förmlichen Krieg ins Auge faßt, zeigt die berühmte Stelle:

„Wol auf ihr frommen Teutschen nun:
Viel Harnisch han wir und viel Pferd,
Viel Hellebarden und auch Schwert,
Und so hilft freundlich Mahnung nit,
So wölln wir die brauchen mit.“

Diese und andere zündende Worte Hutten drangen tief ins Volk ein und fanden freudigen Widerhall. Andererseits aber fuhren die Gegner auf, wie von der Tarantel gestochen, so daß Hutten sich wohl für einen der bestgehabten Männer Deutschlands halten durfte. In einer „Entschuldigung“ wehrt er sich denn auch gegen die Nachrede, daß er ein gemeingefährlicher Feind jeglicher Ordnung sei. Er habe sich genommen, wie einem frommen, rittermäßigen

Manne ziemt. Er stellt aber auch hier keineswegs in Abrede, daß es mit ihm dazu kommen könne, daß er für die Freiheit das Schwert ziehe. Rücksichtsloser Bekenner- und Wageinut spricht aus allen diesen Schriften, besonders auch aus seinem Gedicht im Volksliedton, das mit den Worten beginnt:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag' des noch kein Dieu;
Wo ich nit dran gewinnen,
Doch muß man spüren Treu,
Damit ichs mein:
Mit Ein allein
(Wenn man es wollt erkennen),
Dem Land zu gut,
Wiewol man ihut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.“

Zum Schluß getröstet er sich der Gewißheit:

„Ich weiß; noch viel
Wölln auch ins Spiel,
Und sollten's drüber sterben.
Auf, Landstnecht gut,
Und Reiters Mut,
Lacht Hutten nicht verderben.“

Als Heerführer im Pfaffenkrieg dachte er sich seinen Beschützer Franz von Sickingen, den er deshalb auch unter den redenden Personen seiner auf der Ebernburg ausgearbeiteten neuen Gesprächsammlung vom Januar 1521 — Die Bulle, Warner 1 und 2, Die Räuber — in den Vordergrund rückte. Im Warner 2 wird für Sickingen kein anderer zum Vorbild aufgestellt, als der berüchtigte böhmische Revolutionsführer Biska. Freilich wird da auch noch in den Bereich der Möglichkeit gezogen, daß der junge Kaiser sich doch noch der päpstlichen Einflüsterungen erwehren könnte. Sätte er doch wahrhaftig Nötigeres zu tun, als auf den Klerus zu hören. Es wäre vielmehr zu sorgen beispielsweise für Abstellung des Raubwesens, der kaufmännischen Monopole, Beschränkung der Advokaten, Verminderung der Zahl der Geistlichen und Mönche, Luxusgesetze, Sperre der Geldausplünderung durch die Fugger und nach Rom. Wenn aber Karl sich doch als Pfaffenkaiser entpuppen sollte, so bleibt eben nichts übrig, als ihm den Gehorsam aufzukündigen. Der interessanteste unter den von der Ebernburg ausgehenden neuen Dialogen sind unstreitig „Die Räuber“. Diese Schrift läßt nämlich im Anschluß an den Angriff eines Kaufmanns auf die von ihm als Räuber bezeichneten Ritter die verschiedenen Klassen von Räubern, die es nach Hutten'scher Auffassung in Deutschland gibt, Revue passieren, wobei denn die adligen Strauchdiebe noch als die harmlosesten hingestellt werden. Die Einleitung macht ein Wortstreit zwischen Hutten und einem Kommiss der Fugger, woraus bald eine Kauferei geworden wäre. Der Kaufmann begnügt sich nämlich nicht mit Angriffen auf das ritterliche Wegelagerertum im allgemeinen und dem Wunsch, daß der ganze Ritterstand vertilgt werden möge, sondern greift auch noch Hutten persönlich an, indem er ihn ein Räuberchen nennt, wozu er sich um so mehr berechtigt glaubt, als er seinen Widersacher von ritterlichem Standesbewußtsein so sehr wie nur einen beseelt findet. Hutten droht bereits mit schlagenden Gründen, und zwar in äußerst rauhebeinigen Ausdrücken: „Ich sage Dir wahrhaftig, sicher und gewiß, wenn Du nicht andere Saiten aufziehst und bescheidener wirst, so werde ich Dir erstlich hier Deine Backen zerdreschen und das ganze Gesicht; dann Dir die Zähne reihenweise einschlagen mit meinen Fäusten; hierauf Dir die Wampen walken, daß Dir die Rippen krachen; bis Du endlich erschöpft halbtot hier im Rote liegen bleibst und Pfeffer pfundweis und Safran lottweis von hinten fahren läßt.“ Als Friedensstifter kommt dann Sickingen, der sich auch dadurch nicht irritieren läßt, daß seine eigenen Feinden von dem Kaufmann Räubereien genannt worden sind. Für den Ritter sind sie rechtmäßig, wie er denn auch einem idealen

Faustrecht das Wort redet. Er legt dann dar, daß weder alle Ritter Räuber, noch alle Räuber Ritter seien. Wenn der Kaufmann einfällt, daß aber doch unter den Rittern gar viele Räuber seien, so erwidert Sickingen, daß in anderen Ständen viel mehr und viel verderblichere Räuber zu finden seien.

Er unterscheidet vier Klassen von Räubern, unter denen Hutten gleich die Pfaffen für die erste und verderblichste erklärt. Aber Sickingen fängt lieber mit den harmlosesten an. Das sind nach Sickingens Ansicht die eigentlichen Wegelagerer, hinter denen man mit harter Strafe her sei. Dagegen wendet der Kaufmann freilich ein, daß man bloß die kleinen hente, hingegen die großen und adligen laufen lasse, und auch Sickingen weiß bloß ein paar Fälle von Bestrafung adliger Räuber aufzuführen. Aber er findet diese erste Klasse insofern ungefährlich, als auf ihrem Treiben überhaupt Strafe stehe, während die drei höheren Klassen offen und ungehindert rauben, ja, auch noch geehrt werden. Als zweite Räuberklasse zählt Sickingen zum Erstaunen des Kommiss niemand anders auf als die Kaufleute, die für unnütze oder gar schädliche Waren, wie Pfeffer, Ingwer, Safran, Seide, jährlich Geld in Masse aus Deutschland ausführen. Doch seien nicht alle Kaufleute so schädlich. Am schlimmsten seien die Reichsten, die, zu Handelsgesellschaften vereinigt, Monopole ausüben, worunter dem Kommiss seine Herren, die Fugger, als die nichtswürdigsten bezeichnet werden. Alle rechtschaffenen Männer seien darin einig, daß vor allem die Fugger aus dem Lande gejagt werden müßten. Ueberhaupt aber ist das kaufmännische Treiben dem Ritter unsympathisch wegen der damit verbundenen Gewinnsucht, Geldgier, Verschmittheit. Die dritte Räuberklasse sind die Juristen, denen Sickingen eben auch seine Standesgenossen vorzieht. Die Juristen begannen bekanntlich in Amt und Würden emporzusteigen und den Adel zurückzudrängen. Sie reklamierten auch vielfach Mittergüter als fürstliche Lehen. Ihre Vestlichkeit wird aufs schärfste angegriffen, und im ganzen erscheinen sie Sickingen und Hutten als Rechtsverdreher, die am besten vertrieben würden, deren Rechtsbücher verbrannt werden müßten. Schließlich die oberste und schlimmste Klasse derer, die Deutschland berauben und ausplündern, sind die Geistlichen in ihren verschiedenen Abstufungen. Sie sind noch schlimmer als die Kaufleute, gleich denen sie einzig nach Reichtum trachten, was doch der ursprünglichen Bestimmung ihres Standes zuwider sei. Franzens Heilmittel in bezug auf diese Klasse besteht darin, daß die Geistlichkeit auf eine sehr geringe Zahl beschränkt, ihr Einkommen geschmälert, das Mönchtum ganz abgeschafft werden müsse. Den Reichtum an Gold und Silber solle man der Kirche nehmen und zur Einschmelzung für den Unterhalt von Heeren im Kriegsfall verwenden. Auch der Papst bekommt wieder sein Teil: die Ausbeutung Deutschlands durch Rom wird nicht vergessen, und es fehlt auch nicht an Seitenhieben auf die Fürsten, besonders als Rückhalt der Geistlichkeit. Den geistlichen Räubern aber will Sickingen zuerst zu Leibe gehen, und er hofft, daß Deutschland, durch Luther und Hutten geweckt, das schändliche Leben dieser unnützen Menschen nicht mehr länger werde ertragen wollen. Hier kommt nun Hutten mit seiner politischen Idee, wie man das erste Ziel, den Sturz der Pfaffenherrschaft, erreichen könne. Dazu gehöre ein Zusammenwirken zwischen Ritterschaft und Städten. Gewaltig schiebt er die Städte sich zur Freiheit aufzurichten, der schmählichen Knechtschaft sich schämen wie kein anderer Stand. Und bei ihrem Reichtum könnten sie zu dem unvermeidlichen gewaltigen Verlauf der Dinge den nervus rerum liefern. Auch Sickingen ist zur Aussöhnung und Verbindung mit den Städten bereit, von denen auch der

Kaufmann annimmt, daß sie als geschworene Pfaffenfeinde nichts Besseres wünschen als eine derartige Verbindung und einen ordentlichen Pfaffenkrieg.

Die kirchenpolitischen Gegenstände nahmen gerade eine Schärfe an, daß Guttens Erregung auf den Gipfel stieg. Das Jahr 1521 brachte bekanntlich den Wormser Reichstag mit seinem summarischen Verfahren wider Luther. Der Verlauf der Dinge in Worms, daß man den Wittenberger Reformator gar nicht zu Worte kommen lassen, sondern ungehört verdammen oder aber zum Widerruf zwingen wollte, erbitterte Guttens aufs äußerste. Den päpstlichen Nuntius Meander bedachte er wegen seiner Reichstagsrede gegen Luther mit einem Sendschreiben, das Guttens Vorsatz aussprach, Meander nicht lebendig aus Deutschland entkommen zu lassen. Und den anderen päpstlichen Gesandten traktierte er bloß insofern etwas gelinder, als er ihn auffordert, aufs bloße Wort hin sich fortzuscheren, damit er sich nicht genötigt sehe, dem Schwerte zu weichen. Der ganzen Pfaffenheit auf dem Reichstage schrieb er ein Verschen ins Stammbuch, das an Schärfe und Grobheit nichts zu wünschen übrig ließ. Er warnt diese „unreinen Schweine“ und „verrückten Krämer“, daß das Maß voll sei. Die Luft der Freiheit wehe, und die Menschen strebten nach einem neuen Zustande, wozu er sein Bestes tun werde. Er erklärt sich geradezu für ihren abgesetzten Feind. So warnt er auch den Kaiser vor einem Bund mit Rom, der dem Papst die weitere Ausbeutung Deutschlands gestatte, in den denkbar unverblümtesten Ausdrücken. In Korrespondenz stand er ferner in diesen Tagen mit Luther, dessen Verdammung ihn zu dem Bornausbruch reizt, Bogen und Pfeile, Schwerter und Bläuen für nötig zu erklären, damit der Wut dieser Teufel Einhalt geschehe, und er kündigt Luther direkt an, daß er in kurzem hervorbrehen werde. In offiziellen und klerikalen Kreisen in Worms erwartete man, besonders auch infolge von Guttens Kriegserklärungen, nichts gewisser, als einen großen und blutigen Aufstand gegen Kaiser und Klerus. Aber Guttens erlebte nun die bittere Enttäuschung, daß seine Revolutionsankündigungen sich nicht bewährten. Sickingen wollte nicht loschlagen, sondern dachte an kaiserliche Kriegsdienste, und so blieben Guttens Drohungen leere Worte. Das brachte ihm von eifrigen Freunden peinliche Vorhaltungen ein. Er blieb dabei, daß Worte genug gewechselt, daß die Zeit der Waffen gekommen, und hoffte, daß Sickingen sie doch noch ergreifen und den ganzen Adel zur Seite haben werde. Immerhin aber trat für Guttens eine Verlegenheitspause ein, weil er nicht in der Lage gewesen, seinen großen Worten folgen zu lassen. Er half sich über den vorläufigen Mangel an Gelegenheit zu großen politischen Schlägen durch Ausfechtung kleiner Streitigkeiten hinweg, die nicht gerade großartig anmuten, durch Ansagen regulärer Fehde an etwelche Pfaffen, mit denen er einen Späh hatte. Dabei geriet er auch in Differenzen mit der Stadt Frankfurt a. M., die seinen Absichten auf das Bürgerthum nicht eben förderlich sein konnten. Er betont aber auch in einem Schreiben an die Frankfurter, daß er die Verständigung von Städten und Adel, der „zween Stände, an denen die mehrer Macht deutscher Nation gelegen“, von jeher gewollt und noch wolle. In diesem Sinne redete er auch den Wormsern eindringlich zu: sie sähen ja, wie fast alle Städte, der mehrere Teil vom Adel und das gemeine Volk dem Evangelium anhängen. Die Idee einer Vereinigung von Städten und Ritterschaft zur Durchsetzung einer keineswegs bloß kirchlichen Reform, sondern einer allgemeinen Reichsreform insbesondere auch gegen die Fürsten,

verpflicht Guttens dann auch in einem neuen deutschen Geblät mit dem Titel: „Vollendung der Freistädte deutscher Nation“. Darin geht Guttens mit den Fürsten in der schärfsten Weise ins Gericht. Er fordert dann auch im Hinblick auf die kirchlichen Dinge die Städte auf, dem Adel die Hand zu reichen. Er denkt an eine Revolution durch eine Volkserhebung, zu der die verschiedenen Klassen der Nation gegen Klerus und Fürstentum zusammenwirken sollen. Das ging nun aber weit über Sickingens Gesichtskreis. Als Franz 1522 zu der berühmten Schilderhebung gegen den Trierer Erzbischof und dessen fürstliche Verbündete schritt, blieb dieses Unternehmen doch ganz in den überlebten Formen des ritterlichen Fehdewesens stecken, und so erwies sich Sickingen mit seinem Anhang überhaupt unermöglicht, über ritterliche Standesinteressen hinauszublicken. An einer Reformation zugunsten der Ritterschaft und einer Restauration der guten, alten Zeit des Faustrechts aber hatten Städte und Landvolk kein Interesse und schauten also bei Sickingens Angriff auf Trier teilnahmslos zu. So machte Sickingen völliges Fiasko und ging selber zugrunde, als die Fürsten schließlich ihrerseits

Erinnerung.

Auf einmal in der Weltfahrt totem Halten
schaut schnell das Auge rückwärts wie in Briefen.
Und leise wie die Hoffnungen, die schliefen,
drückt's wie ein Himmel schon erlöster Lasten.

Einft war es wo. Der alte Sang: Gewesen!
Es klingt wie Lieder, die die Kindheit riefen
zum hellen Tag mit seinen dunklen Tiefen.
Nun klingt's wie Wunderfang und widerhallt: Gewesen?

So wie die Frucht von ihren Blütentagen
im Werden ihres Reichthums dunkel sinnt,
trägt jedes Wort; und fremde Töne tragen

Hoffnung und Wunsch, wenn neu der Kampf beginnt.
Fest in die Zügel! Staub stiebt um den Wagen,
und Glück der Träne, die dann niederrinnt

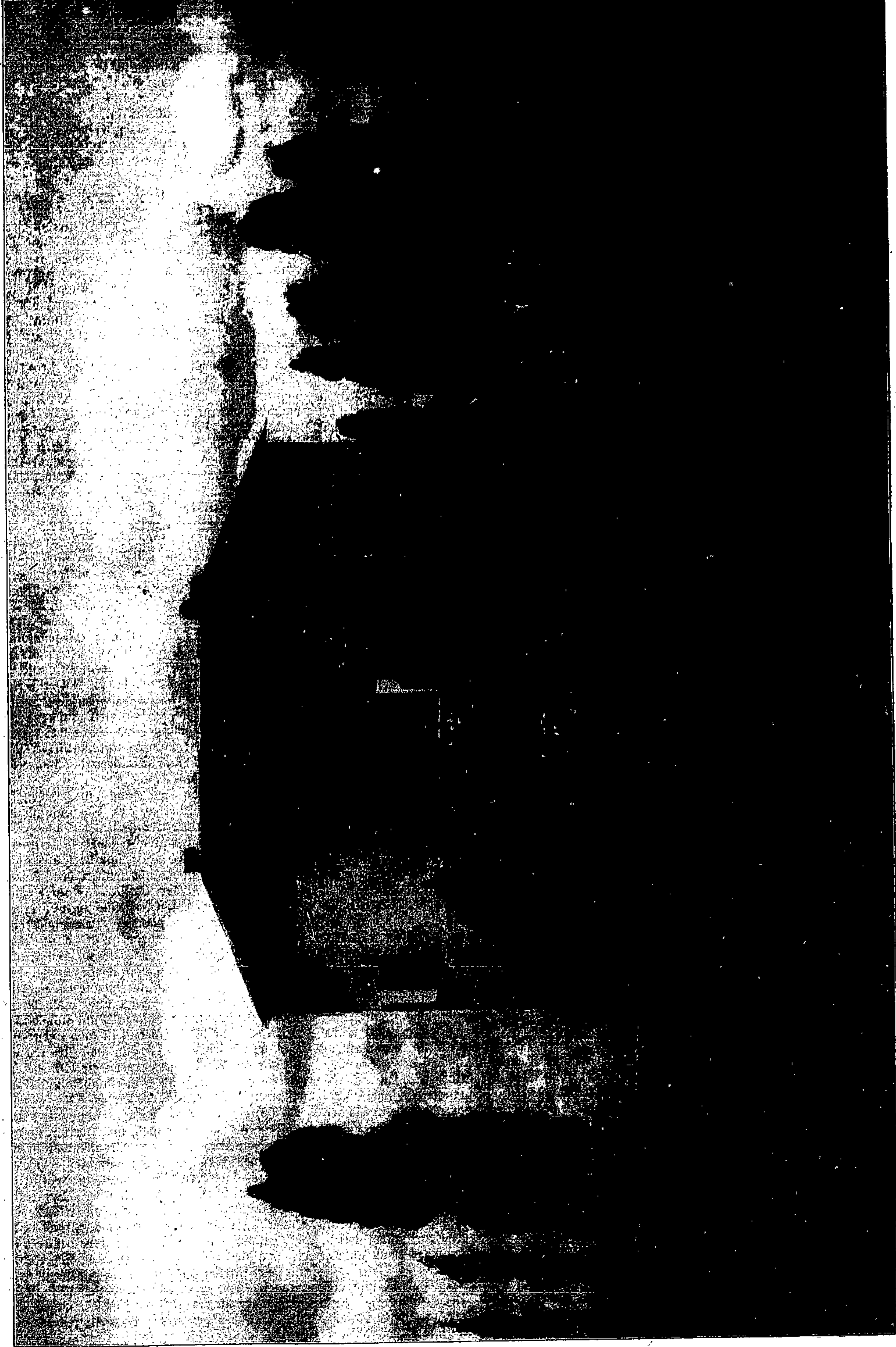
Julius Zerfas.

gegen seine Burgen vorstießen. Am Zuge gegen Trier teilzunehmen, scheint Guttens durch seinen Gesundheitszustand abgehalten worden zu sein. Er hat damals eine Zeitlang auf Sickingens Burg Dürmstein bei Worms eine Zuflucht gehabt. Als die fürstliche Angriffsbewegung gegen Sickingens Burgen sich ankündigte, wollte Franz die weniger wehrfähigen nicht mit in die Gefahr ziehen und entließ unter anderem auch Guttens. Ulrich aber mußte nun in die Verbannung ziehen, wie er dies schon immer vorausgesehen. Jetzt waren nicht nur die Ultramontanen, sondern auch die Fürsten hinter dem geächteten literarischen Vorkämpfer der ritterlichen Bewegung gegen ihre Uebermacht her, und so führte ihn seine Wanderung aus dem eigentlichen Reichsgebiet hinaus in die freiere Schweiz.

Ende 1522 tauchte der Geächtete in Basel auf, wo ihm der zur Reformation neigende Rat eine Freistadt bereitete. Dagegen erlebte Guttens hier die bittere Enttäuschung, daß der Mann in Basel, auf den er am meisten gebaut hatte, ihn feige verleugnete. Das war Erasmus von Rotterdam, der in der Schweiz seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Der berühmte Humanist war auch erst reformsfreundlich genug aufgetreten. Aber er hatte immer eine Reform durch Fürsten und Pfaffen selbst im Auge gehabt. Wie er nun sah, daß die Sache ein revolutionäres Gepräge bekommen, wandte er sich erschreckt ab und der Kirche wieder zu. Seine Servilität ging so weit, daß er den alten Freund

Guttens trotz dessen bedrängter Umstände nicht einmal bei sich sehen wollte, aus Furcht, Kompromittiert zu werden. Wie das auf Guttens in seiner Stimmung wirkte, läßt sich denken. Wie aber nun Erasmus von seiner Haltung gegenüber den kämpfenden Parteien öffentlich Rechenschaft ablegte und dabei seine Beziehungen zu Guttens und den Baseler Zwischenfall in schiefer Weise berührte, war Guttens Geduld erschöpft, und er ließ gegen den ehemals hochverehrten Humanisten eine heftige Streitschrift ergehen, auf die Erasmus in noch heftigerer Weise antwortete. Er trat darin in erbärmlicher Weise dem persönlichen Charakter Guttens zu nahe, wie er denn auch noch weiterhin einen niedrigen Charakter bezeugte, indem er dem Verfolgten das Schweizer Asyl zu nehmen suchte. Es handelte sich dabei nicht um Basel. Von da hatte schon vor der Fehde mit Erasmus klerikale Verfolgungswut Guttens zu weichen genötigt. Er hatte dann eine Zeitlang im nahen Mülhausen gelebt, bis auch von hier eine fromme Notte ihn vertrieb. Nun war er in Zürich angelangt, wo Ulrich Zwingli ihn beschlichtete. Erasmus aber schämte sich nicht, Uriasbriefe gegen den gehezten und dabei todkranken Mann nach Zürich zu richten. In Guttens Verteidigungsschreiben an den Züricher Rat findet man auch eine Stelle, die dafür zeugt, daß Guttens nach wie vor sich als Ritter fühlte: er habe allezeit nie anders gehandelt, als einem tugendlichen und frommen Rittermäßigen von Adel wohl ziemlich.

Sein Gesundheitszustand, für den er vergebens in Pfäfers und dann in Usnau Besserung suchte, wurde immer trauriger. Man darf sich aber deshalb den tapferen Kämpfer keineswegs als einen Verzweifelnden vorstellen. Ein Brief aus seiner letzten Zeit bezeugt vielmehr, daß er hoffnungsvoll Deutschlands augenblicklichen Zustand in Kürze erfreulich geändert zu sehen erwartete durch die Vertreibung der Tyrannen, unter denen er die Fürsten verstand. Ein plötzlicher Tod ersparte ihm die Enttäuschung. Ende August oder Anfang September 1523 starb er, bloß 35 Jahre alt, auf der Insel Usnau im Züricher See. Er hatte sich in der größten Armut befunden. Zwingli schreibt über sein Inventar: „Er hinterließ schlechterdings nichts von Wert. Bücher hatte er keine, Hausrat auch nicht, außer einer Feder...“ Desto reicher war sein geistiges Vermächtnis. Kann doch kein Zweifel sein, daß seine literarische Hinterlassenschaft bedeutsam zu der Aufwühlung der Volksmassen beigetragen hat, die in der Erhebung von 1525 gipfelte, und es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß Guttens, am Leben geblieben, im Jahre 1525 gleich einem Florian Geyer und anderen wirklich revolutionären Naturen aus der Ritterschaft seinen Weg ins Lager der Bauern gefunden haben würde. Denn solange er auch die Eierchen seiner Herkunft aus dem angestammten Vergnest mit sich herumgeschleppt hat, zu seiner bitterlichen Enttäuschung, so war er doch im Grunde eine revolutionäre Kampfnatur, die vor keinen Konsequenzen zurückschonte. Darum zogen sich auch die gemäßigten Humanisten schließlich von ihm zurück oder verletzten ihn nach seinem Tode den Ekelstößtritt als einem Menschen, der wegen sei, weil er nichts mehr besaß, wofür er zu fürchten brauche. So schrieb aber auch ein Verteidiger Guttens von ihm: Wenn es Guttens nicht an dem Rückhalt wirklicher, besonders kriegerischer Macht gefehlt hätte, so wäre eine allgemeine Umwälzung erfolgt und der ganze öffentliche Zustand ein anderer geworden. Gerade sein revolutionäres Ungeheim, sein furchtloses Draufgehen ist es aber auch, was den tapferen Kämpfer bis auf den heutigen Tag zu einer der populärsten Gestalten des Reformationszeitalters gemacht hat. —



Friedrich v. Keller: Das tote Wasser.

Erkältungskrankheiten.

Von Dr. C. Wolff.

Im Herbst mehren sich stets in ungeheurem Maße die Krankheiten, die wir allgemein auf „Erkältungen“ zurückführen. Die sogenannte Influenzazeit ist gekommen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die zahlreichen Nasen-, Rachen- und Bronchialkatarrhe, die infolge der ungünstigen Witterung entstehen, durchaus nicht alle auf Influenza zurückzuführen sind. Wenn es auch von einigen Ärzten noch bestritten wird, so ist sich die Mehrzahl der Forscher doch darin einig, daß die Influenza eine besondere Infektionskrankheit darstellt, die durch einen charakteristischen Erreger, den von dem Bakteriologen Pfeiffer entdeckten Influenzabazillus, hervorgerufen wird. Dementsprechend verläuft sie auch wie eine echte Infektionskrankheit, geht oft mit sehr beträchtlichem Fieber, mit Schüttelfrost und Störung des Allgemeinbefindens einher; im Vordergrund der Krankheitserscheinungen stehen freilich die Erscheinungen des Atmungsapparates, Schnupfen, Rachen- und Bronchialkatarrh.

Es ist wohl außer allem Zweifel, daß die „Erkältung“, die unvermittelte Abkühlung des Körpers durch kalte Luft oder ein anderes Medium, etwa Wasser, erhebliche Störungen hervorrufen kann. In der Mehrzahl der Fälle ist ein plötzlicher Luftwechsel, wie er gerade in den kältesten Uebergangszeiten unseres Klimas, im Herbst und auch im Frühjahr, unheimlich häufig ist, an den Erkrankungen schuld. Ein Frühsymptom der durch die Abkühlung herbeigeführten Störung ist meist der mehr oder weniger starke Schnupfen, das heißt die mit starker Absonderung von schleimigem Sekret einhergehende katarrhalische Entzündung der Nasenschleimhaut, und der oft recht quälende Husten. Wir wollen gleich an dieser Stelle betonen, daß Schnupfen und Husten fast niemals selbständige Krankheiten sind, sondern Krankheitserscheinungen, die verschiedenen Krankheiten eigentümlich sind. Der Schnupfen ist stets das Zeichen, daß die Nasenschleimhaut entzündlich gereizt ist und mit Ueberproduktion von Sekret auf den Reiz reagiert. Der Husten zeigt lediglich an, daß in den etwas tieferen Teilen des Atmungsapparates, im Kehlkopf, der Luftröhre oder den Bronchien, etwas, das nicht dahin gehört, vorhanden ist und einen Reiz ausübt. Das kann ein Fremdkörper, wie in die „unrechte Kehle“ gefallene Flüssigkeit oder dergleichen, das kann auch das durch die Entzündung angehäufte Schleimhautsekret sein. In jedem Falle sucht sich der Organismus des unbehaglichen Gastes zu entledigen, ihn durch den Hustenstoß aus dem Atmungsrohr zu entfernen.

Sehr häufig stellt sich im Verlaufe von Erkältungskrankheiten, wie jedermann bekannt ist, Heiserkeit ein. Auch das ist nur ein Krankheitserscheinung, das durch recht verschiedene Ursachen bedingt sein kann. Es zeigt uns eigentlich an, daß unsere Stimmbänder nicht luftdicht schließen, aus irgendeinem Grunde mehr oder weniger flaffen und infolgedessen die bei der Stimmbildung durch den Kehlkopf geblasene Luft unter anderem, aber nicht tönendem Geräusch durchströmen lassen. Deshalb tritt bei Stimmbänderlähmungen Heiserkeit als regelmäßiges Symptom auf, ebenso aber auch bei Entzündungen der Kehlkopfschleimhaut und der Stimmbänder. Der von den gereizten Drüsen im Uebermaß gebildete Schleim häuft sich an und hindert den normalen Verschluss der Stimmbänder. Darum tritt Heiserkeit sehr oft im Gefolge von Erkältungen, die zu einer Entzündung der Atmungsorgane geführt haben, auf, häufig auch im Anschluß an Diphtherie, die in den Kehlkopf und von da in die tieferen Teile

des Atmungsapparates hinabgestiegen ist. Bei der letztgenannten Krankheit, die allerdings nicht durch Erkältung herbeigeführt ist, sondern stets durch den Diphtheriebazillus, können die Auflagerungen, die Diphtheriemembranen, so stark werden, daß sie die Kehlkopfhöhle vollständig verschließen und überhaupt keine oder nur sehr wenig Luft noch durchströmen lassen. Dann kommt es zu den gefährlichsten Verengerungserscheinungen, zu den Erstickenfällen, denen der Patient erliegt, wenn nicht rechtzeitig durch Anlegung einer künstlichen Öffnung für Luftzufuhr gesorgt wird. In diesen schweren Fällen muß der Arzt den Luftröhrenschnitt ausführen, die Luftröhre unterhalb des verengten Kehlkopfes spalten und dadurch die durch den Luftmangel drohende Ersticken bekämpfen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir uns mit den einzelnen Erkrankungen der Atmungswege unter besonderer Berücksichtigung der Erkältung etwas näher beschäftigen. Die katarrhalische Entzündung der Nasenschleimhaut, die überreichliche Produktion des schleimigen Nasensekretes, der Schnupfen, ist das häufigste und in der Regel auch am frühesten auftretende Symptom einer stattgehabten Erkältung. Die alltägliche Erfahrung lehrt, daß nach einer plötzlichen Abkühlung des Körpers, besonders nach einer solchen der Füße, Schnupfen als Zeichen der katarrhalischen Entzündung der Nasenschleimhaut auftritt. Dieser Zusammenhang ist nicht zu leugnen, wenn es auch sehr wohl möglich ist, daß durch einen der zahlreichen bakteriellen Schmaroher, die sich ständig in Mund, Nase und Rachen aufhalten, der Krankheitsverlauf in letzter Linie bedingt ist. Zugunsten dieser Annahme spricht vor allem die bekannte Tatsache, daß der Schnupfen sehr ansteckend ist, durch Schnupftücher, durch Kisse und dergleichen leicht direkt von einem auf den anderen Menschen übertragen wird. Er kann also auch Menschen befallen, die keiner Erkältung ausgesetzt waren. Die Erkältung scheint danach nicht das ursächliche Moment der Entzündung zu sein, sondern die Infektion nur zu begünstigen, gewissermaßen den Boden oder, wie man sich in der medizinischen Wissenschaft ausdrückt, die Disposition für die Infektion zu liefern. Bleiben die entzündlichen Veränderungen der Schleimhaut nicht auf die Nase beschränkt, gehen sie durch die hintere Nasenöffnung auch auf die Rachenhöhle und den Kehlkopf über, so kommt es im Verlaufe der Erkältung weiter zu den schon geschilderten Symptomen, zu Husten und Heiserkeit. Dauert die katarrhalische Entzündung längere Zeit an, so pflanzt sie sich in vielen Fällen auch auf die Eustachische Röhre fort, die vom Rachen ihren Ausgang nimmt und zum Mittelohr, zur Paukenhöhle führt. Dadurch kommt es in vielen Fällen zu Mittelohrentzündungen, die sich durch Schwerhörigkeit, durch Ohrensausen und Ohrenscherzen beim Schlucken zu erkennen geben. Nicht nur bei den durch Erkältung veranlaßten katarrhalischen Entzündungen des Rachens, auch bei allen anderen Krankheiten, die sich im hinteren Rachenraum ganz oder teilweise abspielen, bei den Masern, vor allem beim Scharlach, bei eitrigen Halsentzündungen, bei der Diphtherie, liegt immer die Gefahr einer Mitbeteiligung der von Schleimhaut ausgekleideten Eustachischen Röhre nahe. Meist geht auch diese Entzündung mit den anderen Krankheitserscheinungen zurück, zuweilen erfordert sie aber doch ein besonderes Eingehen des Arztes, der dem entzündlichen Sekret gegebenenfalls durch Durchbohrung des Trommelfelles nach außen Abfluß verschaffen muß.

Die Entzündung der Schleimhaut und die dadurch hervorgerufene Ueberproduktion von schleimigem Sekret schreitet oft vom Nasenrachenraum auf den Kehlkopf fort, von da auf

die Luftröhre und deren größere Verzweigungen, die Bronchien. Diese Erkrankung, der akute Bronchialkatarrh, ist in allen kältesten Jahreszeiten ungemein häufig und meist mit sehr erheblichem Husten und Schleimauswurf verbunden. Der Schleim, der sich auf der entzündeten Bronchialschleimhaut ansammelt und die Luftpassage hindert, wird reflektorisch durch den Hustenstoß nach außen entleert. Ist die Entzündung auch in die feineren Bronchialverzweigungen, die nur einen kleinen Durchmesser haben, hinabgeschritten, so stellen sich noch andere Krankheitserscheinungen ein. Die feineren Bronchialäste werden durch den Schleim zum Teil verlegt, die Luftpassage wird dadurch erschwert und ruft infolgedessen beim Ein- und Ausatmen gememde, tönende, brummende Geräusche hervor, die man, wenn man das Ohr auf die Brust des Erkrankten legt, deutlich wahrnimmt. Der Patient hört das „Pfeifen auf der Brust“ gewöhnlich selbst.

Der Erwachsene übersteht die Krankheit, wenn sich dahinter nicht etwa ein chronisches Leiden, eine Tuberkulose oder eine Lungenblähung verbirgt, meist in wenigen Tagen. Durch eine leichte Schwitzkur, durch einen Pfefferkuchenschlag auf die Brust, eventuell durch ein Medikament, das die Schleimabsonderung und die Aushustung beschleunigt, wird der akute Bronchialkatarrh in der Regel bald geheilt. Erheblich gefährlicher ist die Entzündung der feinen Bronchien im Kindesalter. Je jünger das Kind ist, desto mehr hat es darunter zu leiden. Das auf der Schleimhaut sitzende Sekret verlegt der Luft den Weg vollkommen, da der geschwächte Organismus des Kindes nicht die Kraft besitzt, durch kräftige Hustenstöße das Hindernis zu entfernen. So werden große Lungenteile von der Atmung ausgeschlossen. Sehr häufig tritt bei Kindern des zartesten Alters noch eine mehr oder weniger umschriebene Lungenentzündung hinzu, dadurch daß auch in die feinen, kaum Nadelspitzen großen Lungenbläschen, die sogenannten Lungenalveolen, Sekret abgeschoben wird. Diese Erkrankungen der tiefsten Atemwege sind natürlich stets äußerst bedrohlich und erfordern die ungeteilte Aufmerksamkeit des Arztes.

Abgesehen von diesen schweren Formen der Bronchitis, der katarrhalischen Entzündung der feinsten Bronchialverzweigungen, die namentlich das zarteste Kindesalter gefährdet, tritt ein Bronchialkatarrh sehr häufig im Verlaufe akuter Infektionskrankheiten, insbesondere der Masern, des Keuchhustens, der Influenza auf. Diese Krankheiten gehen fast regelmäßig mit einem mehr oder minder schweren Bronchialkatarrh einher, der hier wahrscheinlich durch dasselbe infektiöse Moment wie die anderen Krankheitserscheinungen ausge löst wird; ob bei dem gewöhnlichen Bronchialkatarrh, wie er nach Erkältungen aufzutreten pflegt, nicht auch Mikroorganismen, die sich ständig in Mund und Rachen aufhalten, eine Rolle spielen, ist noch unentschieden. Es ist sehr möglich, daß auch hier die Erkältung den Infektionserregern die Ansiedelung erleichtert, indem sie die Widerstandsfähigkeit der gesunden Schleimhaut herabsetzt.

Befolgen wir das Atmungsrohr mit seinen zahlreichen Verzweigungen noch weiter, so gelangen wir von den feinen Bronchialverzweigungen schließlich zu den Lungenalveolen, bläschenförmigen Gebilden, die mit unbewaffnetem Auge kaum noch zu erkennen sind. Hier findet normalerweise der Gasaustausch, die Abgabe des Sauerstoffes an das Blut und die Aufnahme der Kohlensäure statt. Die Lungenalveolen, die alle von gleichmäßigen Epithelzellen ausgekleidet sind, stellen also das eigentliche funktionierende Lungengewebe dar. Ihre Unverletzbarkeit ist daher für den normalen Ablauf des Atemmechanismus und der gesamten Körperfunktionen von größter Wichtigkeit. (Schluß folgt.)

Konterbande.

Humoristische Erzählung von Ernst Leubner.

Stef unten im Dache des „Seestern“ sahen sein Moje und Thedge Lassen. Sie waren Schiffs- und Kesselreiniger des Schiffes; jetzt hatten sie den Auftrag, die beiden Kessel des Dampfers von dem innen anhaftenden Stein zu befreien. Augenblicklich aber waren sie damit beschäftigt, die letzten Reste ihres Frühstücks sachgemäß zu verstauen. Soeben wischte sich sein Moje mit dem Handrücken den Mund und zog dann ein Fläschchen aus der Manchesterweste, die ihm zur Seite an der Schiffswand hing.

„Et is doch wat goodet um so'n lütten Köhm,“ meinte er, indem er gärtlich die Flasche betrachtete. Dann hob er sie, den Inhalt zu prüfen, gegen das Oberlicht, das hoch über ihnen gerade soviel Lichtstrahlen durchließ, um den Kessel- und Maschinenraum notdürftig zu erhellen. Denn draußen herrschte heute wieder einmal das berühmte Hamburger Wetter. Der Nordwest jagte eine Regenbö nach der anderen über die Stadt und die schwere, nasse Luft, die qualmenden Schöte der zahlreichen Schlepper und Fährdampfer, der Fabriken und Werften gaben dem Hafen jenes typische Gepräge, das er fast ununterbrochen vom Herbst bis zum Frühjahr besitzt.

Die beiden, die hier unten saßen, störte das indessen nicht. Thedge Lassen hatte dem Kameraden sein von graumelierten Bartstoppeln umrahmtes Gesicht zugewandt.

„So,“ meinte er dann, „son Köhm is nich schlecht, aber sup man nich allet ut, wie dat dir Mode is!“

Im selben Augenblick stieß sein einen mörderlichen Schrei aus und tat einen Satz, der einem Ränguruh alle Ehre gemacht hätte. Eine große Matte war, aus dem Nebenraum kommend, ihm pfeilschnell zwischen den Beinen durchgefahren. Dann drehte sie sich wie ein Kreisler einige Male um sich selbst, sprang unter kläglichem Pfeifen an der Schiffswand hoch und fiel auf den Fußboden zurück. Nach einigen frampshaften Zuckungen war sie verendet.

„Wat!“ schrie Thedge jetzt vorwurfsvoll, „do as oller Schippreeniger hast Lust vor ner halbtoten Matt?“

„Nach, id kann dat Viehtüg nich utstahn,“ ächzte sein. „Wie id noch as Trimmer fahr'n bin, hebben se bi Kap Horn min besten Fründ die halbe Mees afbieten.“

„Deshalb brufft do nich to denken, dat di dat oof so geiht; so 'ne Matt ward sich schändlich hüten und sich an din Mees dat Mul verbrenn!“

sein hatte keine Zeit, auf diesen kameradschaftlichen Trost zu antworten. Eine zweite Matte war wie der Blitz hereingefahren, rannte sich den Schädel an einer Kollschiene ein und fuhr dann unter einen Haufen gebrauchter Putzwolle, die vorschriftswidrig in einer Ecke des Kesselraumes lagerte.

„As hätt' se Diev im Leibe,“ zitierte Thedge gefühlvoll. Er hatte in seiner Jugend viel gelesen und unwillkürlich fiel ihm das ein. „Jetzt bin id bloß gespannt, weveel von die Diefter uns hier noch Vorstellung geben war'n!“

„Thedge!“ wandte sich da sein erschreckt an seinen Kollegen, „de „Seestern“ kemmt jo direkt ut dem Swatten Meer und id hew gestern erst lesen, da die Pest dor unten is. Gest do noch nix von hört, dat die Pest oof op dem Schipp is, wo die Matten sterben?“

Der Angeredete starrte noch immer nach dem Wollhaufen, unter dem das Vieh verschwunden war. „So, dat's woll so,“ entgegnete er endlich, „aber deshalb brufft do kein Angst to henn um din Scheinwerfer; dee ward di noch

manchmal to Gus lichten. De Stuart hett nämlich gestern Mattengift opstellt und dat kann dat Viehtüg nich vertragen.“

In seinen heiligsten Gefühlen verletzt, widmete sein seine Aufmerksamkeit der Köhmpulle. Sonst durchaus nicht empfindlich, war er, was seine Nase betraf, auf die sein Kamerad jetzt bereits das zweitemal anspielte, geradezu mimosenhaft veranlagt. Er selbst behauptete zwar, diese hätte ihre wunderbare Färbung gelegentlich eines furchtbaren Schneesturmes erhalten, den er im Kanal erlebt habe; leider fand er damit aber nur wenig Glauben.

Thedge hatte sich erhoben und schob mit dem Fuße die Putzwolle beiseite. Streif und starr, mit aufgedunsenem Dache lag die Matte darunter, aber auch noch etwas anderes war unter dem Haufen zum Vorschein gekommen. Der Kesselflopper, der sich mit einem Ausrufe des Erstaunens gebückt hatte, hielt ein Fäschchen mit russischer und lateinischer Aufschrift in den Händen. „Malossil, Astrachan!“ las er laut. „Kief, sein, wat id sunnen heff!“

Neugierig kam dieser näher — gutherzig, wie er war, hatte er die ihm zugefügte Beleidigung bereits wieder vergessen — und starrte das Fäschchen an.

„Jung, Jung, dat's jo Kaviar, echten russischen Kaviar; wie kemmt dat bloß dor unner die Plinn. Dat Schipp hett doch Weizen loden und kein Kaviar!“

„So, sein, dat's hier nich ganz richtig, aber id will di man vertell'n, wat id mi dent. Dat lütte Fatt hett son'n lustiger Spikbow op een annern Schipp klaut und hier verstedt, um et sich bi Gelegenheit wedder astoholl'n.“

„Oha, Thedge, wat geewt et doch für schlechte Minschen!“ stöhnte sein und nahm, erschüttert, einen großen Schluck.

„Dat's bannig wahr,“ bestätigte der andere, „et loopen so veel in der Welt rum, die kein Gewissen nich hem. Wat maaken wi aber nu mit dat Tüg?“

Sie hatten wieder auf der Bank Platz genommen. Lassen hielt das Fäschchen zwischen den Knien und betrachtete angelegentlich den Fund, der ihnen auf so seltsame Weise zugefallen war.

„Sall'n wi dat nich afgeben?“ brach sein Moje das Schweigen, „vielleicht kreenen wi noch ein Finnerlohn.“

„Nee, id will di wat seggen, wenn wi dat dohn, denn stell'n sie erst een grootet Verhör mit us an, denn mutt wi noch froh sind, dat sie us nich as Spikbowen insparr'n. Dor do id nich mit!“

„No, denn wullt wi dat leewer wedder dor henn stell'n, wo et weest is.“

„Sol“ fuhr jetzt Thedge auf, „wull du vielleicht den Deef, de dat Ding stahlen hett, oof noch in sin Slechtigkeit onnerstücken?“ Erboft setzte er die Flasche an den Mund und trank den Rest aus.

Eine Pause entstand. Trotz gelegentlicher harmloser Reibereien waren die beiden zuverlässige Freunde und kannten sich schon so manches Jahr; vor einem derartigen Dilemma hatten sie aber doch noch nicht gestanden. Lassen, der offenbar der Gewichtigere war, ergriff zuerst wieder das Wort.

„Weet du, oof, sein, wat dat für'n Wert hett? Dor stecken sief kilo Kaviar binnen, id gläuwe, dat is Prekaviar, id kenn dat von früher. Minsch, kein Pfund, dat Pfund bloß to acht Mark rechnet, sind dat aachtig Mark. Id will di wat seggen, wi behollt dat für uns!“

Die letzten Worte hatte er mit entschlossener Stimme an seinen Kollegen gerichtet, der ihn mit ungläubigem Staunen ansah.

„Machtig Mark in dat lütte Fatt? Jung, dat war'n Swien. Wat fangt wi aber dormit an? Id kann dat Tüg nich sehen und noch veel weniger freeten. Vrr, ein Matfeschering is mit leewer!“

„Sur op, sein, wi verköpen dat. Id heff schon dreiver nachdacht. De Otto vom „Sanften Walfisch“ nimmt us dat sieder af. Id will dormit nich seggen, dat wi dat voll betohlt kreenen, aber wenigstens dortig Mark sind us sieder. sein, dortig Mark; dat sind für jeden fottig Gros und siefuntwentig Halbe, wo de Ohlsch nix von weest!“

„Fottig Gros und siefuntwentig Halbe,“ flüsterte sein andächtig. „Und du gläuwst, dat wi dat verköpen kunn?“

„Ja, dat dohn wi; de Otto hett Gäste und Bekannte, die em gern wat von afnehmen, dor heff man kein Sorge. De Suptsaak is, dat et verswiegen biewt!“

„Dat is all's ganz good, aber wie bringt wie dat Ding durch den Zoll? Du weet doch, dat die Greenröde lustig scharf sind und alles utspioneer'n. Mit dem Fährdampfer kunn wi dat nich riskieren. Oha, et sief; laut us man an die Arbeit gah'n, dat de Wize nich to schimpfen hett!“

Sie zündeten ihre Dellampen an und verschwanden nacheinander im Kessel, das Fäschchen mit ihnen und bald bewies das Klopfen der Sämmier, daß sie mit Eifer ihrer Arbeit nachkamen. Das Reinigen der Schiffskessel ist bei jämmerlicher Entlohnung gleichzeitig auch eine der anstrengendsten und gesundheitschädlichsten Arbeiten. Nicht nur, daß der Arbeiter in allen möglichen und unmöglichen Stellungen Schlägel und Schabeisen hantieren muß, auch die schwelenden Döchte der Lampen sowie der massenhafte Staub verursachen eine derartige Atmosphäre, daß es begreiflich ist, wenn er hier und da zum Alkohol greift.

Eine halbe Stunde mochte Thedge Lassen ununterbrochen geklopft haben, als er plötzlich innehielt. Gleich darauf zeigte sich sein erhitztes Gesicht in der ovalen Oeffnung des Mannloches. Gespannt lauschte er nach allen Seiten und zog sich, als er nichts Verdächtigtes wahrnahm, alsbald wieder zurück.

„sein, dat id dor nich gliest dran dacht heff,“ sprach er seinen Kollegen an, der jetzt ebenfalls das Wochen eingestellt hatte und sich die Stirn abtrocknete. „Min Swager liegt mit sin Kohlschute hier dicht bi, he ward hüt Abend, Klock seben, mit sin tweete Lodung sattig und dor help id em ganz einfach sin Schute mit nach'n Binnenhopen bugsieren. Versteihst du dat?“

Ob sein verstand! So dumm war er nicht, um das nicht zu begreifen. Fünf Minuten flüsterten sie noch miteinander, dann traten Schlägel und Eisen aufs neue in Funktion, bis der Höllenspektakel der Werfstirenen die Mittagstunde verkündete.

Sie mußten mit der Fähr übersehen und um halb zwei Uhr wieder an der Arbeit stehen. Dabei hatten sie die Zollgrenze zu passieren und es wäre ganz unmöglich gewesen, das Fäschchen unbemerkt an den Beamten vorbeizuschmuggeln, die mit scharfem Blick jeden einzelnen musterten, ob er ja nichts Zollpflichtiges bei sich habe. Das mußten sie und deshalb hatte Thedge Lassen seinen Fund vorläufig ruhig in der hintersten Ecke des Kessels unter dem Flammrohr verstaut. Das Fährboot, das von der Reiherrstiegsbrücke herangedampft kam, nahm sie auf und beförderte sie mit vielen anderen Hafenarbeitern über die Norderelbe nach der Rehrwiederspize.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Bilderhängen. Man soll das Bilderhängen nicht als Nebensache behandeln. Derjenige, der beim Anordnen seiner Bilder sich etwas Mühe gibt, ein wenig nachdenkt und vor allem recht viel probiert, kann dabei von künstlerischen Wirkungen mehr verstehen lernen, als auf irgendeine andere Art sonst. Da aber auch hier der Anfang schwer ist, seien einige Leitsätze mitgeteilt: Man hänge nicht mehrere gleichartige Bilder nebeneinander. Unter gleichartigen Bildern verstehen wir solche, die von ungefähr gleicher Größe, von gleicher Form (Rechteck, Kreis, Oval usw.) oder von gleicher Farbenstimmung sind. Gegensätze sind von reinerer und stärkerer Wirkung als ein unausgesprochenes Nebeneinander. Deshalb tue ich gut, beispielsweise neben oder über einem Rechteckbild ein Ovalbild, über oder unter einem Längsformat ein Hochformat anzubringen. Deshalb wirkt in der Nähe eines Bildes, in dem das Grün überwiegt, ein Bild mit vielem Rot stärker und schöner, als ein Bild, das gleichfalls grün gestimmt ist. Deshalb hängt man auf eine gelbe Tapete kein gleichfalls gelb gestimmtes Bild, sondern ein Bild mit vielem Blau. Der zweite Hauptsatz lautet: man hänge die Bilder nicht zu dicht! Jedes Bild muß Luft um sich haben, muß sich auswirken können. Niemals darf eine Wand so behängt werden, daß sie nur noch Fugen zwischen den Bildern abgibt, vielmehr muß die Wand stets als Wand erhalten bleiben. Deshalb ist es besser, wenn ein Bild für die Wand zu klein ist, als wenn es zu groß ist. Deshalb sind auf einer Wand zu wenig Bilder besser als zu viele. Drittes Hauptgesetz: die Verteilung der Bilder auf einer Wand muß als notwendig erscheinen, d. h. so, daß nichts mehr an ihr verändert werden darf. Deshalb müssen die Bilder mit der Teilung der Wand durch Tür, Ofen, Schrank usw. zusammengehen. Bilder und Möbel dürfen sich nicht stören. Tun sie das, so erscheint die Wand unruhig. Ruhige Wohnung aber ist oberstes Gesetz beim Bilderhängen! Keine, einfache und kraftvolle Wirkungen befruchtigen uns auf die Dauer am besten. a. b.

Der Chicagoer Justizmord von 1887. In diesem Monat sind fünfundsiebenzig Jahre verflossen, seit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Reihe von Akten brutaler Klassenjustiz zum tragischen Abschluß gelangte, die einen schlagenden Beweis dafür darstellen, daß auch in demokratischen Republiken kapitalistische Interessen die Rechtsprechung zu beeinflussen imstande sind. Der Chicagoer Justizmord von 1887 krönte eine Prozeßkampagne, die an blutige Vorgänge gelegentlich der amerikanischen Achtstundensbewegung von 1886 anknüpfte. Damals wurden bekanntlich zum 1. Mai von der organisierten Arbeiterschaft der Union große Anstrengungen gemacht, dem Unternehmertum den achtstündigen Normalarbeitstag abzurufen. In Chicago stand an der Spitze der Bewegung eine Anzahl von Männern, größtenteils deutscher Herkunft, die zum Anarchismus neigten und in zugespitzten Situationen Gefahr liefen, die Leidenschaft mit dem Verstand durchgehen zu lassen, übrigens aber unantastbare Ehrenmänner von den reinsten Absichten waren. Es ergaben sich nun scharfe Konflikte mit den polizeilichen Stützen der Gesellschaft und dem bekannten nützlichen Element der Streikbrecher bei Gelegenheit der Ausstände, die der Monat Mai mit seinen Achtstundenkämpfen in dem großen Zentrum am Michigansee brachte. Bedeutungsvoll wurde besonders ein blutiger Vorgang, der sich am Nachmittage des 3. Mai 1886 bei der großen Mac Cormickschen Nähmaschinenfabrik abspielte, wo die Arbeiter auch streikten. Es kam da zu Zusammenstößen mit Arbeitswilligen und ihren polizeilichen Beschützern; ein paar von den letzteren kamen dabei ins Gedränge. Nun eilte ein starkes Polizeiaufgebot schleunigst herbei und feuerte ohne weiteres auf die Menge, die unter Hinterlassung einer Anzahl von Toten und Verwundeten auseinanderstob. Ein Zeuge dieser Brutaltaten, der Redakteur an der „Arbeiterzeitung“ war, Spies, verfaßte unter dem freischen Eindruck des Erlebten ein Flugblatt, das die Arbeiter zur Rache und zu den Waffen aufrief. Indessen ließ es „die Arbeiterzeitung“ hernach bei einer Aufforderung zum Massenbesuch einer Protestversammlung auf dem Seumarkt am Abend des 4. Mai beenden und mahnte noch ausdrücklich zur Ruhe. Das Meeting verlief demnach ganz normal, wovon sich der Bürgermeister der Stadt persönlich überzeugte. Demgemäß gab er dem Führer der nahebei zahlreich zusammengezogenen

Polizei unter Hinweis auf den friedlichen Verlauf der Dinge den Auftrag, seine Mannschaften zu entlassen. Das paßte der heiligen Hermandad aber nicht, die gern wieder ihr Militär an der Arbeitern geküßt hätte, und so gaben die Polizeihauptlinge ihren Mühsalonen vielmehr den Befehl zum geschlossenen Vormarsch nach dem Versammlungsort. In großer Stärke hier angelangt, forderte die Polizei gebieterisch die Auflösung des Meetings, und der gerade auf der Bühne befindliche Redner Fielden erklärte auch die Versammlung für aufgehoben unter Betonung ihrer Friedlichkeit. Eben jetzt aber wurde in die Reihen der Polizisten eine Dynamitbombe geschleudert, deren Sprengstoffe eine größere Anzahl von Schülern tot oder verwundet niederstreckten, worauf die übrigen durch lebhaftes Revolverfeuer ein Blutbad unter der Menge anrichteten, die gar keinen Widerstand leistete, sondern der bewaffneten Macht die Walstatt überließ. Wer die verhängnisvolle Bombe geworfen hat, ob es ein politisch Unzurechnungsfähiger war oder etwa gar ein Lockpfeil, steht bis heute dahin. Für die von der kapitalistischen Presse irreführte „öffentliche Meinung“ der Union aber war als halb klar, daß hier eine große Verschwörung von Sozialisten und Anarchisten vorgelegen habe, und daß



Sächsischer Militärzug, der kleinasiatische Truppen zum Kriegsschauplatz heranschaffen sollte, durch bulgarische Spione zum Entgleisen gebracht.

die Arbeiterführer insgesamt für den Bombenwurf als Mörder verantwortlich zu machen seien. Bei der wilden Erregung, die also in weitesten Kreisen von den tonangebenden Schichten her erregt wurde, hatten Justiz und Polizei völlig freie Hand, um das Attentat nach Belieben zur Erlückung der Arbeiterbewegung nutzbar zu machen, einen regulären Freibrief für alle Akte der Willkür und Rechtsbeugung. In Chicago setzte alsbald eine polizeiliche und gerichtliche Haß auf alles, was revolutionärer Neigungen verdächtig, mit einer Festigkeit ein, die den Vergleich mit dem ordnungsretterischen Tohen in keinem anderen Lande zu scheuen hatte. Massenhafte Verhaftungen, Hausdurchsuchungen, Versammlungssprengungen, Preßdrangsalierungen gaben dem Bürgermeister von Chicago Anlaß zu der Ausrufung über republikanische Freiheit behördlicher Willkür: „Wenn die Königin von England so gehandelt hätte, wie wir in diesen Tagen, so hätte sie Krone und Land verloren.“ Die Glanznummer im Programm der Gesellschaftsklüge sollte natürlich die Verhaftung der „Mörder“ sein. Als solche wurden die bekanntesten Arbeiterführer von Chicago seit Mitte Juni 1886 prozessiert. Freilich war trotz allen Aufgebots von gefaßten Zeugen, Polizeispionen und dergleichen Ehrenmännern und trotz unglaublich parteiischer Verhandlungsführung vor einer sorgfältig ausgesuchten Geschworenensbank der Verlauf des Prozesses so, daß auch der Wortkündende zugeben mußte, es werde nicht behauptet, daß die Bombe von den Angeklagten geworfen sei. Deshalb sollten sie aber nicht etwa für unschuldig erklärt werden, sondern trotzdem als angebliche Anstifter des Attentats dem Todesurteil verfallen. Und die Geschworenen sprachen, nachdem endlos die revolutionären Tendenzen der Angeklagten, ihre politischen Grundsätze gemustert worden waren, im Sinne der nacktesten Klassenjustiz das Urteil: am 20. August 1886 wurden sämtliche

acht Angeklagte des Mordes schuldig befunden, steben von ihnen zum Tode, einer zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Daran hatte die öffentliche Meinung der bestehenden Klassen nicht nur nichts auszusetzen, sondern vielmehr ihr größtes Behagen und verlangte schnelle Vollstreckung des Justizmordes. Daran änderte sich auch nichts, als die Angelegenheit an die höheren Instanzen ging und dabei Verzug erlitt. Im Sommer 1887 wies das Obergericht von Illinois die eingelegte Berufung zurück, und Anfang November brach das Oberbundesgericht der Vereinigten Staaten endgültig über den Opfern einer sächsischen Rechtsverdrehung den Stab. Damals ist unter anderem auch von Deutschland aus ein Versuch gemacht worden, die Begnadigung der dem Tode Verurteilten zu erreichen. Webel, Grillenberger, Diebnecht und Singer hater im Namen der deutschen Arbeiter telegraphisch den Gouverneur von Illinois um Menschlichkeit, was dann Puttkamer und Konsorten in der strupellosesten Weise gegen die deutsche Sozialdemokratie auszuschlachten versuchten, obwohl diese sich eben erst gegen alle individuellen Gewalttaten gewandt hatte. Das einzige aber, was an Gnade zu erreichen war, bestand darin, daß zwei der zum Tode Verurteilten mit lebenslänglichem Zuchthaus davonkommen sollten. Ein dritter tötete sich im Gefängnis selbst. Vier andere dagegen, Spies, Engel, Fischer und Parsons wurden am 11. November 1887 hingerichtet. Sie starben ungebeugten Mutes, ohne ein Zeichen der Schwäche. Mörder sollten sie gewesen sein, aber in Wirklichkeit waren die Mörder an ganz anderer Stelle zu suchen, und es ist denn auch der Moment gekommen, wo es selbst von offizieller Stelle anerkannt worden ist, daß da ein Justizmord geschehen. nr.

Ein Vakuum ohne Luftpumpe. Die steigende Anwendung der vielbewunderten flüssigen Luft als Kältemittel für verschiedene technische und wissenschaftliche Zwecke hat bereits zu manchem neuen Effekt geführt, unter denen der im folgenden beschriebene außerordentlich interessant ist. Es ist nämlich mit Hilfe der flüssigen Luft, die eine intensive Kälte von ungefähr 194 Grad äußert, möglich, aus einem Glas- oder anderem geeigneten Gefäß die Luft recht gründlich zu entfernen, also einen luftleeren Raum, ein Vakuum, zu erzeugen. Sonst kann man diese Wirkung im allgemeinen nur durch Maschinen, exakt arbeitende Luftpumpen, erzielen, oder es glückt in einigen Ausnahmefällen mittels Kondensation. Das bekannteste Beispiel dafür ist die des Wasserdampfes. Wenn man ein mit Dampf gefülltes, verschlossenes Gefäß von außen abkühlt, so schlägt sich der Dampf als Wasser nieder; der vorher von ihm erfüllte Raum ist leer und zwar, da er auch keine Luft enthielt, luftleer. Befindet sich in dem Gefäß jedoch bloß Luft, so wird das Hilfsmittel der einfachen Kondensation versagen, wenn man nicht eine so gewaltige Kälte anwenden kann, daß die Luft flüssig wird. Das ist mit flüssigem Wasserstoff zu erreichen, dessen — 252 Grad die technisch überhaupt zu erreichende niedrigste Temperatur darstellen. Um damit z. B. ein kugelförmiges Glasgefäß zu evaluieren, stattet man es mit einem unten verschlossenen Rohransatz aus und taucht ihn in den flüssigen Wasserstoff. Dann schlägt sich allmählich die in dem Gefäß vorhandene Luft in dem Ansatz nieder, erst flüssig, nachher gefroren. Schmilzt man ihn nun oben mit der Glasbläserflamme zusammen und trennt ihn rasch von dem Gefäß, so herrscht in diesem ein sehr kräftiges Vakuum. Die Methode ist leider wegen der Seltenheit des flüssigen Wasserstoffs nicht in erheblichem Maße eingebürgert. Dagegen dürfte die andere, die wie erwähnt, nur flüssiger Luft bedarf, eine weitere Verbreitung erfahren. Ihre Kälte vermag freilich eine benachbarte Luftquantität noch nicht zu verflüssigen. Deshalb ist es keine eigentliche Kondensation, die dem Verfahren zugrunde liegt, sondern das merkwürdige Verhalten kleinstückiger Holzohle, unter tieferen Temperaturen Gase einzuschleuden. Bei gewöhnlicher Gistemperatur saugt ein Kubikzentimeter Holzohle etwa 15 der atmosphärischen Luft in sich auf, unter der Kälte flüssiger Luft aber ungefähr die zwanzigfache Menge. Um auf diese Weise ein Gefäß von Luft zu entleeren, verbindet man es durch ein Rohr mit einem zweiten, das die Holzohle enthält und kühlt vermittels flüssiger Luft einige Zeit lang, um das Rohr wie vorher später abzuschmelzen. Die Holzohle hat die Gase durch ihre Absorptionskraft niedergesaugt, so daß das erzielte Vakuum einem maschinell erzeugten an Schärfe nicht nachsteht. -oz.